



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Poesie des Krieges bei den Griechen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Poesie des Krieges bei den Griechen.

Aller Dinge Vater und König ist der Krieg nach dem Spruch eines griechischen Philosophen. Aber die Auffassungen von seinem Wesen, die Stimmungen, die er erzeugt, die Ideen, welche er im Schooß trägt, wechseln wie seine Gestalt mit dem Culturleben der Völker, ihren politischen Zielen und sittlichen Idealen. Man kann sagen, daß der Geist, welcher über den Waffen schwebt, ein Gradmesser der nationalen Bildung, eine Ausstrahlung der Gesinnungen eines Zeitalters ist. Wenn nun die Poesie in zwar verklärtem, aber doch im Wesentlichen treuem Spiegel menschliches Empfinden und Denken zu sehen vermag, so muß es von Interesse sein, zu untersuchen, welche Eindrücke und Aufgaben die Muse von jenen mächtigsten Erschütterungen des Völkerlebens empfängt. Keineswegs eingeschüchtert wird sie durch dieselben, sondern erweckt und befruchtet. Nicht nur zu jenen Soldatenliedern, die, Kinder des Augenblicks, oft wie lose Blätter im Winde verwehen, sondern in langhaltiger Nachwirkung zur Schöpfung edelster Denkmäler, die Marmor und Erz überleben. Denn die Kunst, welche dauern soll, bedarf meist Sammlung und Entfernung vom Schauplatz. Nicht das in die Ohren gellende Geräusch, sondern das Nachklingen in erinnerungsreicher Phantasie begeistert, nicht das blendende Licht des heißen Tages, sondern der Widerschein im inneren Auge erleuchtet sie. So haben die Kriege Karls des Großen, die Kreuzzüge, der siebenjährige Krieg, die deutschen Freiheitskämpfe mannigfache Strahlen in das Gemüth der Dichter geworfen. Vor allen Völkern aber haben die Griechen in ihrer Litteratur voraus, daß die Schöpfungen derselben ganz auf eignem Boden aus den gegebenen Culturverhältnissen heraus sich mit einer Art von Naturnothwendigkeit organisch entwickelten. Bei ihnen vorzüglich, wo die Geschicke des Einzelnen von denen der Gesamtheit so verschlungen wurden, wo die Poesie sich so lebhaft an das Gemeingefühl wendete, muß ein so gewaltiger Bahnbrecher wie der Krieg seine Physiognomie scharf in dieselbe eingedrückt und mitbestimmend auf ihre Entwicklung eingewirkt haben.

Und in der That läßt sich sein Einfluß fast durch alle Gattungen, welche in dem Garten der griechischen Poesie nach und nach gewachsen sind, verfolgen, einzelne derselben sind geradezu durch ihn geschaffen, und jedesmal sind Form und Geist dieser Schöpfungen ein Abglanz des kriegerischen Geistes, der die Zeitgenossen und Landsleute bewegt.

Der Krieg im Epos.

In der traumhaften Erinnerung der Griechen an die älteste Vorzeit ihrer Heimath verschmolzen sich die Eindrücke elementarer Naturrevolutionen mit den Bildern stürmischer Umwälzungen und Kämpfe zwischen wilden Urbewohnern und überlegenen Ankömmlingen, die Sturz und Erhebung von Fürstengeschlechtern und tiefgreifende Wandelungen in der Welt religiöser und sittlicher Ideen zur Folge hatten. Wie die Geseze des Gleichgewichts und harmonischer Bewegung der Weltkörper, wie Berg und Thal und der Friede der Landschaft erst aus furchtbarem Aufruhr der Elemente hervorgegangen waren, so war auch Sitte und Ordnung des Menschenlebens in seinen mannigfachen Kreisen, Reinheit des Empfindens, Klarheit des Denkens erst abgerungen einer unbändigen, von blinden Trieben bewegten dämonischen Naturkraft. Gemahnte doch noch oft genug hier ein Unwetter im Gebirge, Erdbeben und Felsensturz, Ueberschwemmung und Windsbraut, dort ein Ausbruch roher Leidenschaft oder ungezügelter selbstischer Kraft an die noch grollenden Mächte einer ungehändigten Vorzeit, welche die Phantasie als ungeheure Göttergestalten sich dachte.

Als eigentliches Schlachtfeld dieser Kämpfe galt das Thalbecken Thessaliens, rings umschlossen von einem Gebirgsranze, dessen Spitzen sich bis zu einer Höhe von 5—6000 Fuß erheben. Nur zwischen den himmelanragenden Häuptern des Olympos und Ossa bricht sich der die Ebene durchströmende Peneios durch eine enge Felschlucht, die heilige Tempe, eine Bahn zum Meer. Gesetzlose Willkür in öffentlichen Dingen, Zügellosigkeit, Verrätherei und ein unheimlicher Hang zu Zauberkünsten bei den Weibern, erinnerten noch in späteren Zeiten an die wilde Sage vom Titanenkampf.

Söhne des Uranos und der Gaia, des Himmels und der Erde, waren sie die Herren des Wassers, der feurigen kreisenden Weltkörper, der Winde und aller bewegenden Kräfte. Aber ihnen machte ein jüngeres Geschlecht die Herrschaft streitig, die Söhne des jüngsten der Titanen, des Kronos, dessen geistigere Natur durch sein Beiwort, „der Krummsinnige“, angedeutet ist. Diese heißen die „Geber des Guten“: die Segnungen, nicht die Schrecken der Natur liegen in ihrer Hand. Wie Wolken auf den Bergen lagern, die einander zu bedrohen scheinen, so führten von zwei gegenüberstehenden Gipfeln (Othrys und Olympos) herab Titanen und Kronosöhne, Zeus an der Spitze, viele Jahre hindurch ihren erbitterten Kampf, der lange unentschie-

den stand. Auch Zeus hat riesige Ungeheuer derselben Abstammung wie die Titanen zu Gehülfen: Dämonen des Gewitters, die Blitz und Donner schleudernden Kyklopen mit dem Feuerauge, und die hunderthändigen Unholde der brausenden Meereswogen kehren aus der finstern Tiefe, wo sie gefesselt waren, zurück, um ihm den Sieg zu erstreiten. Außerdem aber hat die getreue Styx, die geheimnißvolle Urquelle alles Lebens, ihre Kinder, Eifer und Sieg, Kraft und Gewalt, dem vom Schicksal ausersehenen Herrscher zugeführt, daß sie ihm auf allen Wegen folgen.

In der Schilderung des Kampfes, wie sie Hesiod im Anschluß an die Volks Sage gibt, tritt das Persönliche fast gar nicht hervor. Ungeheure Kräfte messen sich gegen einander: kein Wort fällt, der einzelnen Kämpfer wird fast gar nicht gedacht. Felsen werden gegen die Titanen geschleudert, das Meer brüllt, die Erde dröhnt, der weite Himmel kracht von der Erschütterung, der Olympos wankt unter dem Ansturm der Unsterblichen, bis in den nebligen Tartaros drang der Stoß der Füße und das gellende Getöse. Von beiden Seiten erscholl der Schlachtruf zum gestirnten Himmel. Da hielt auch Zeus seinen Muth nicht länger zurück. Beständig schritt er einher, vom Himmel und vom Olymp herab blickend; die Donnerkeile flogen aus seiner schweren Hand, zündeten wirbelnd die heilige Flamme an, und nun prasselt ringsum die Erde in Feuer, und der unendliche Wald brennt, der Boden und die Fluthen des Okeanos sieden, die Titanen sind eingehüllt in heißen Qualm, die Flamme und die Blitze blenden ihre Augen. Es war, als ob Himmel und Erde übereinanderstürzten, die Winde und das Kampfgewühl rührten den Staub zwischen beiden auf. Unter den Vorkämpfern schleudern jene drei Riesen, die hunderthändigen, dreihundert Felsen und beschatten die Titanen mit ihren Geschossen. Endlich werden die Besiegten gefesselt und unter die Erde gebannt, so tief, als der Himmel über ihr ist.

So kommt Zeus auf den Thron, der Herr des harmonisch geordneten Weltalls, der nach den ewigen Satzungen einer sittlichen Weltordnung regiert und den übrigen Göttern ihre Würden und Machtgebiete zutheilt, während freilich die Ueberwundenen, im Finstern grollend, noch vielfach hier und da sich geltend machen.

Es ist freilich nur eine schwächere Copie dieses großartigen Naturgemäldes, wenn gegen das neue Götterreich die übermüthigen Giganten ins Feld geführt werden, gleichfalls Kinder des Himmels und der Erde, vulcanische Kräfte, die das Gleichgewicht des Weltenbaues gewaltsam durchbrechen. Auch sie schleudern Felsen und Eichen, thürmen den Pelion auf den Ossa, um den Himmel zu erstürmen. Jetzt theilhaftig sich die ganze Schaar der mit Zeus verbundenen Olympier an der Schlacht, besonders Athene, die Göttin des klaren Aethers und des hellen Geistes. Dem Einen, der schon flieht, wirft

sie Sicilien über den Kopf und begräbt ihn unter der Masse. Einen Andern verfolgt Poseidon durch das Meer, reißt ein Stück der Insel Kos ab und bedeckt ihn damit. Andre trifft Apollo, der Lichtgott, mit seinem Bogen. Den Ausschlag aber giebt nach dem Schicksalspruch ein Sterblicher, des Zeus Sohn Herakles, die unermüdlige Arbeit menschlicher Cultur, die mit zähester Ausdauer und unwiderstehlichem Willen Herr über die Erde und ihre wüsten, trozigen Ausgebirten wird. Seine Pfeile machen den schon verwundeten Rebellen vollends den Garauß.

Und noch enger beschränkt, schon in die Anfänge menschlicher Staatenbildung hineinragend, ist der Kampf der Lapithen und Kentauern. Die Steinmänner in ihren Felsenburgen, gleichsam selbst noch umwetterte Felskuppen in der Ebne wurzelnd, und der mit seinem Hoß verwachsene, das Gebirge durchziehende Raubritter, der wie ein tosender Gebirgsstrom in Horden zu Thale stürzt, gerathen aneinander. Sie kämpfen wie Thiere des Waldes gegen einander: entwurzelte Fichtenstämme und riesige Felsblöcke, wie Erdbeben und Ueberschwemmung sie fordern, sind auch ihre Waffen, bis Theseus, der Heros des staatenbildenden Geistes, Frieden und Ordnung schafft.

So hatten nach einiger Beruhigung der elementarischen Mächte Menschen von dämonischer Leidenschaft und Kraft mit einander um den Besitz der für das ganze Geschlecht besiegten Erde gestritten. Völkermassen hatten sich über andre gestürzt, von Norden nach Süden, von Osten nach Westen und wieder zurück. Raub- und Rachezüge größeren und kleineren Umfangs hatten Bestehendes umgewühlt und verschoben, Burgen und Städte waren gegründet und zerstört, Geschlechter erstanden und versunken, Schichten fortschreitender Cultur hatten sich übereinander gelagert; allmählig stellten sich mildere Empfindungen und freundlichere Bilder der Gegenwart ein, vor der die stürmische Vergangenheit nun eben in den Nebel jener märchenhaften Vorstellungen zurücktrat.

Anfiedler von mannigfachen Landschaften des jenseitigen Festlandes bevölkerten die Inseln des Meeres und die Küste Asiens: ein muntres, kampflustiges, aber noch lebensfroheres Volk, das gern der verlassenen Heimath, des Ruhmes der Ahnen gedachte. In den gastlichen Sälen der Herren war der göttliche Sänger gern gesehen, dessen von der Muse begeistertes Gedächtniß die Thaten der Helden in einem Schatz von Liedern bewahrte, die, in strengen Kunstschulen nach einander geschaffen, allmählig Zusammenhang und innern Bezug gewannen. Immer das Neueste war am willkommensten; sonst wählte der gefällige Rhapsode gern aus, was seine Zuhörer nach ihren Erinnerungen und Beziehungen am herzlichsten bewegen konnte.

Da lag vor den Augen des ionischen Sängers das in die Wolken

ragende Idaergebirge, an seinem Fuß eine längst zerstörte Stadt, Ilios; weiterhin am Meere die Grabhügel der Helden Achilleus, Hector, Patroklos. Man wußte, daß adlige Geschlechter von drüben, geführt von Argivischen Königsöhnen, den Atriden, herübergekommen waren und sich neue Wohnsitze erkämpft hatten. So gestaltete sich in der Phantasie das Bild eines gewaltigen nationalen Kriegszuges der gesammten Blüthe Griechenlands gegen ein mächtiges Barbarenreich, dessen Abkömmlinge ja noch immer die Abhänge des Ida bewohnten. In dieses große Gemälde des Zusammenstoßes zweier, an Kraft und Bildung ebenbürtiger Völker wurde nach und nach wie in eine umfassende Urkunde fast der ganze Schatz heldenhafter Erinnerungen in künstlerischer Perspective aufgenommen.

Wir können die beiden dornigen Fragen nach dem mythisch-historischen Kern der Troischen Sage sowie nach der Einheit und Zusammensetzung der unter dem Namen Ilias verbundenen Gesänge hier bei Seite lassen, und uns einfach auf den naiven Standpunkt stellen, welchen Thukydides, Aristoteles, Alexander der Große, die ganze griechische Nation ihnen gegenüber eingenommen hat, indem wir sie als ehrwürdige Monumente und beredte Zeugen von den Anschauungen und Empfindungen betrachten, welche die Menschen des homerischen Zeitalters, etwa im neunten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung bewegten.

Wenn es sich auch buchstäblich nur um die Genugthuung für einen beleidigten königlichen Gemahl und die Auslieferung seiner entführten Gattin handelt, so hatte doch das Unternehmen Dimensionen, welche ihm den Charakter eines Entscheidungskampfes um die Existenz zweier Nationen ausprägt, deren eine den Westen, die andere den Osten der gesitteten Welt beherrschte. Die Vorkämpfer aber sind nicht gewöhnliche Sterbliche, sondern göttlicher Abkunft, zum Theil noch menschliche Gestaltungen dämonischer Naturkräfte, wie Achilleus, der thessalische Dämon des reißenden Gebirgsstromes. Noch einmal greifen auch die Olympier zu den Waffen und theilen sich in beide Feldlager, aber es handelt sich nicht mehr um ihre eigene Existenz. Die Entscheidung ist vom unentrinnbaren Geschick vorherbestimmt, nur zu gelegentlicher Unterstüßung desselben oder in augenblicklicher Laune, gleichsam zum Spiel und Zeitvertreib mischen sich die Unsterblichen hinein, schlagen mit gewaltigem Getöse aufeinander, ermuntern, schützen, unterstützen ihre Lieblinge, werden sogar hie und da zur Belustigung der Uebrigen von den Waffen eines Sterblichen gerührt oder niedergestreckt. Ganz an den Titanenkampf erinnert jene Götterschlacht der Ilias: hier bei den Griechen Athene, dort von der Weste der Stadt herab Ares, dem dunkeln Sturmwinde gleich eilend und den Schlachtrupf erhebend, wie zwei Feldherrn. Ueber Allen die gewaltigen Donner des Zeus. Poseidon erschüttert Erde und Berggipfel, der Ida, die Stadt

der Troer und die Schiffe der Achäer schwanken, und Aldoneus in der Tiefe springt erschrocken vom Throne, schreit auf in Besorgniß, Poseidon möchte die Erde aufreißen und die Wohnungen der Unterirdischen Sterblichen und Unsterblichen sichtbar machen. Aber nur einmal, als der göttergleiche Achilleus die Waffen wieder ergriffen hat, da die Sterblichen zu schwach wären, ihm auch nur kurze Zeit zu widerstehen, entsendet Zeus das Heer der Olympier nach beiden Seiten, entfesselt er auch die Elemente, um die übermenschliche Kraft des Helden zugleich zu dämpfen und auf die glänzendste Probe zu stellen. Auch dies ist nur ein mächtiges Waffenspiel, eine Mahnung für den Sterblichen, sich seiner Grenzen nicht zu überheben.

Denn Zeus ist der Verwalter des Krieges, ihm ist der vom Schicksal bestimmte Ausgang desselben bekannt, er hat die rechtzeitige Erfüllung des Geschicks zu überwachen, zu verhüten, daß es nicht etwa durch einen unvorhergesehenen Zufall vereitelt werde. In entscheidenden Augenblicken, wo sich um Sieg und Niederlage beider Heere, um Tod und Leben zweier gegenüberstehender Helden handelt, nimmt er die goldne Waage zur Hand, legt in beide Schalen zwei Keren, Loose des Todes, und prüft, wessen Schicksalstag die Schale niederzieht. Dann folgt unmittelbar die Entscheidung. Innerhalb der von Ewigkeit gezogenen Grenzen jedoch kann er Gunst und Ungunst nach Belieben vertheilen. Er sendet tröstliche Zeichen oder breitet düstern Nebel über die, denen er Uebles will; aber ein kräftiges Gebet des Ajax, der verzweifelt in Thränen ausruft: vernichte uns wenigstens im Licht, wenn es dir so gefällt, rührt ihn. Er läßt die Sonne wieder scheinen und gibt den bedrängten Achäern neuen Muth.

Leicht erkennbar ist des Zeus Hilfe in der Schlacht: die Begünstigten treffen mit allen Geschossen, den Andern fallen sie wirkungslos zu Boden. Den übrigen Göttern erlaubt oder verbietet er, je nach seinen eigenen Absichten, und wie es der Vollzug des Geschicks fordert, in den Kampf einzugreifen, er sendet die Botin Iris aus, um Poseidon aus der Schlacht abzurufen, ihm zu gebieten, sich in das Meer zurückzuziehen — grollend gehorcht derselbe —, oder um dem Apollo zu befehlen, daß er die Achäer in die Flucht schlage, was dieser eifrigst thut, gleich einem taubenmordenden Habicht vom Ida herabstürzend. In seiner Hand ruht die nie alternde, leuchtende, stürmische Megis (die Wetterwolke), die Hephästos für ihn gemacht hat zum Schrecken der Menschen. Sie ist kostbar, mit hundert goldenen Quasten versehen, jede 100 Rinder werth. Ringsum ist sie bekränzt von Furcht, drinnen ist Streit, Abwehr, schauriges Heulen und das schreckliche Gorgonenhaupt. Hält er sie still, so treffen die Geschosse auf beiden Seiten. Schüttelt er sie aber und sieht die Troer an, und ruft laut dazu, — der Ida verhüllt sich, es blitzt und donnert, — so werden die Achäer wie eine Heerde Lämmer in die Flucht

geschlagen. Athene oder Apollo vertraut er, je nachdem es ihm gefällt, die furchtbare Megis an, jener, wenn die Troer, diesem, wenn die Achäer geschlagen werden sollen. Einmal sogar wirft sie Athene dem Achill um die Schultern.

Zeus gibt das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Während aber die Uebrigen den Olymp verlassen und sich in die Reihen der Streitenden mischen, sitzt er behaglich auf wolkigem Gipfel, hört das Getöse an, und das Herz lacht ihm vor Freude, wie er Sterbliche und Unsterbliche sich tapfer durcheinander tummeln sieht. Bisweilen jedoch wendet der Weltbeherrscher seinen Blick ab nach einer andern Gegend seines weiten Reichs, oder der gefällige Schlaf berückt ihn: dann nimmt einer und der andere die Gelegenheit wahr, um den Seinen eine schnelle, wenn auch vorübergehende Hilfe zu bringen. Sogar Mitleiden und Schmerz kann ihn anwandeln und in Versuchung führen, dem Geschick entgegen zu handeln. Wie gern möchte er den wackern Hector retten, der ihm so manche Hinterschenkel auf den Gipfeln des schluchtenreichen Ida und auf der Burg verbrannt hat! Er gibt dem Götterrath zur Erwägung: wollen wir ihn noch einmal vom Tode retten, oder, so trefflich er ist, schon jetzt dem Peliden überantworten? Athene, die ihres Opfers harret, erwidert gereizt:

Vater mit blendendem Blitz, Schwarzwolkiger, welcherlei Rede!
Einen sterblichen Mann, der längst dem Verhängniß bestimmt ist,
Willst von dem traurig tönenden Tod du wieder erlösen?
Thu's, doch können wir anderen Götter es nimmermehr loben.

Da antwortet Zeus begütigend und läßt sie gehen, den verhängnißvollen Ausschlag zu geben. Ein andermal schreitet die eigene Gemahlin Here mit denselben Worten protestirend ein, als er schwankt, ob er seinen geliebten Sohn aus der Schlacht in seine lykische Heimath entrücken oder, wie es die Moira beschlossen, dem Patroklos preisgeben soll. Blutige Tropfen vergießt er zur Erde, indem er sich dem Schicksal fügt.

Der Vater der Götter und Menschen selbst kann sich bisweilen noch nicht in die ewigen Gesetze der Vergänglichkeit alles Irdischen, das er zu hüten hat, finden.

Die Sympathieen der übrigen Olympier sind zwischen beide Lager getheilt, Jeder aber hält sich zu den Seinigen: zu den Achäern ihre alten angestammten Nationalgötter, die engere Familie des Zeus: die Gemahlin und Schwester Here, der Bruder Poseidon, der ja selbst die Schiffe hinübergetragen, die Kinder Athene, Hephästos und Hermes; den Troern sind Gottheiten orientalischen und barbarischen Ursprungs hold: der thrakische Ares, Leto mit ihren Kindern Apollo und Artemis, Aphrodite, die orientalische Liebesgöttin. Bei jedem entscheidenden Wendepunkt greift

diese oder jene Gottheit ein: ruhen die Sterblichen, so ruhen auch die Götter. Thatsächlich fügen sie sich, wenn auch bisweilen unwillig, dem Belieben des Zeus; denn harte Strafen bedrohen ihren Ungehorsam. Aber bisweilen werden sie doch von ihren Empfindungen hingerissen und wagen hinter dem Rücken des strengen Gebieters einen Ausfall, werden aber bald genug, wie Kinder gescholten, zum Gehorsam zurückgerufen. Am meisten nehmen sich Here und Athene heraus, jene als die Göttin von Argos, der Atridenheimath, und die Beschützerin eines würdigen ehelichen Familienlebens nach guter altgriechischer Sitte, das sie gegen Aphrodite's verderblichen Einfluß zu schützen hat, diese als der allgemeine Hort des Hellenenthums. Einmal verschwören sich beide, den bedrängten Achäern zu Hülfe zu eilen. Die Himmelskönigin legt den Rossen das goldene Geschirr an, während die Tochter des Zeus sich mit des Vaters eigenem Untergewande zum Kampf rüstet. So steigt sie auf den flammenden Wagen, die wuchtige Lanze in der Hand, Here treibt mit der Peitsche die Kasse an, von selbst öffnen sich weit die Thore des Himmels, von den Horen gehütet, und hindurch jagt das Gespann. Aber alsbald gewahrt es Zeus vom Ida her, und sehr unwillig sendet er Iris mit dem Befehl umzukehren, sonst werde er die Pferde lähmen und den Wagen zerbrechen und die Göttinnen herabschleudern, daß sie zehn Jahre lang an ihren Wunden zu curiren haben sollen. Und so müssen sie kleinmüthig noch dicht vor den Thoren wieder heimwärts lenken.

Ihre Günstlinge, wenn deren Schicksalstag noch nicht vollendet ist, wunderbar aus der Gefahr zu retten, ist den Olympiern vergönnt. Sie offenbaren dann, wie sehr der Sterbliche sich auf Treue und Eifer seines göttlichen Beschützers verlassen kann, soweit eben dessen Macht reicht. Wie eine Mutter ihrem schlafenden Kinde die Fliege abwehrt, so lenkt Athene den tückischen Pfeil des Pandaros, den sie freilich selbst herausgefördert hat, von der bloßen Haut des Menelaos ab, daß er nur durch den Gürtel dringt und die Kraft verliert. Ihren Paris entrückt Aphrodite aus dem gefährlichen Zweikampf, und um ihren verwundeten Sohn Aeneas legt sie schützend die weißen Arme und breitet die Falte ihres Gewandes vor ihm aus als Deckung gegen die feindlichen Geschosse. Auch Apollo entzieht den Aenor Achilles Händen und für eine Zeit lang auch den Hektor. Ueberhaupt sind die Beschützer der Troer mehr geneigt oder genöthigt, den Ihrigen in dieser Weise beizuspringen.

Die Majestät des Zeus allein hält sich von allem persönlichen Verkehr mit den Menschen zurückgezogen. Die übrigen Götter treten ermuthigend, meist in der Gestalt befreundeter, einflußreicher Gefährten zum Einzelnen oder durchheilen die Reihen. Seltener greifen sie unsichtbar ein. Unerkannt hört es der Beschützer gern, wenn der Held sich vor allen an ihn vertrauensvoll

im Gebet wendet; wie dieser umgekehrt nur der Uebermacht oder Tücke einer feindlichen Gottheit unterliegt, wenn er sonst bedeutend ist. So als des Patroklos Stunde gekommen, tritt Apollo hinter ihn, schlägt ihm Rücken und Schulter, wirft ihm den Helm ab, macht ihn schwindlig, und windet die Waffen aus seiner Hand. Arglistig überliefert Athene den Hektor seinem Rächer.

Also eine verhängnißvolle Ohnmacht in plötzlicher Todesahnung, sowie siegreiche Stärke, das Unheil einer falschen Nachricht, eines Irrthums, schnell aufleuchtende Gedanken, leidenschaftliche Regungen der Seele, unverständes Mißlingen sowohl, als glänzender Erfolg und wunderbare Rettung, besonders auch die wechselnden Launen des Wetters und der Elemente, die so tief in den Lauf des Krieges eingreifen, — alle bedeutenderen Wendungen desselben wie des Menschenlebens überhaupt sind Wirkungen einer freundlichen oder feindseligen Gottheit.

Von allen der unliebenswürdigste, obwohl nicht der mächtigste, ist der mit zahlreichen Beinamen seiner Ungeberdigkeit gezierte Ares. Kein Grieche von Hause aus, sondern im Gebirge Thrakiens heimisch, ein Gott des Winters, von barbarischen Raubhorden gepflegt, mit den Nordstürmen südwärts in griechische Landschaften getragen, hat er zu den Olympiern, obwohl in ihre Gemeinschaft als Sohn der Here aufgenommen, doch kein innerliches, wahlverwandtes Verhältniß. Ein unholder Gesell, der wenig von griechischer Art angenommen hat. Nicht Herr des Krieges, sondern der Krieg selber in seiner ganzen ungeschlachten Gestalt, ist er dem Zeus als dem Herrscher einer geordneten Welt der verhaßteste unter allen Göttern des Olymps. Ungeheuer, Wütherich, Mann gegen Mann, blutbesudelt, menschenvertilgend städtebelagernd, thränenreich, des Kampfes und Blutes unersättlich wird er genannt. Ihn wecken heißt die Schlacht beginnen, ihm ist sie ein Tanz. Er ist es, der die Wunden gefährlich macht. Flucht und Schrecken sind seine Kinder, sie spannen ihm den Wagen an, wenn er auszieht, und begleiten ihn. Der Athene ist er freilich in keiner Weise gewachsen. Sie lenkt des Diomedes Lanze, daß sie ihm in den Bauch fährt. Da brüllt der eherne Flegel wie 9000 oder 10000 streitende Männer, daß Achäer und Troer erzittern. Und ein andresmal streckt ihn ein Steinwurf aus Athene's Hand zu Boden, daß er 7 Klaftern mit seinem Leibe deckt. Ja als er ausziehen will, um den Tod seines Sohnes Askalaphos zu rächen, nimmt sie ihm ohne Weiteres Helm und Schild wieder ab, stellt die Lanze aus seiner Hand und schilt ihn wie einen Knaben, ob er keine Ohren und keinen Verstand habe, dem Verbot des Zeus zu gehorchen. So kann ihn Niemand im Olymp leiden und Jeder freut sich, wenn ihm eine Beschämung bereitet wird. Befreundet und zugethan ist ihm nur eine Schaar ver-

wandter Dämonen, unter Andern die städtefürmende Enyo, die Mörderische, und vor Allen seine Schwester und Gefährtin Eris, die selber dem Kampf nur mit Behagen zusieht, aber ihn entzündet, Stimmung macht und unermüdetlich in den Gemüthern wühlt. Erst klein, wenn sie auftritt, wächst sie unaufhaltsam, bis sie auf der Erde schreitend das Haupt an den Himmel stemmt.

Unter solchen Einflüssen und Gewalten bewegt sich der homerische Krieger. Daß Wille und Kraft nicht nur von einer dunkeln Nothwendigkeit des Schicksals, sondern von unberechenbaren Einfällen der Himmlischen regiert werden, weiß er und gibt doch sein naives freudiges Selbstvertrauen selten auf. Den Göttern fühlt er sich verwandt. Viele der Helden sind von Unsterblichen erzeugt oder geboren, oder können doch ihren Stammbaum als Enkel oder Ur-enkel in gerader Linie auf sie zurückführen. Ihre dämonische, wenn auch endliche Natur fühlt sich der göttlichen noch nahe genug, um das Band eines herzlichen Verkehrs und Vertrauens mit dem unsterblichen Anverwandten trotz der Schranke festzuhalten. Noch ragen Gestalten und Erinnerungen aus jener ringenden Dämmerzeit in das fröhliche Morgenlicht der homerischen Sage hinein. Zwei Lapithenöhne halten am Lagerthor der Griechen Wacht wie hochstämmige Eichen auf den Bergen, die mit starken Wurzeln Wind und Wetter trotzen. Der greise Nestor, der drei Geschlechter gesehen, weiß von Kämpfen zu erzählen, die er in seiner Jugend mit den gewaltigsten jener Riesen bestanden hat, denen nach seiner Meinung schon von den Helden vor Troja keiner gewachsen sein würde. Und doch wie gewaltig ist noch dieses Geschlecht, wie unendlich überlegen den Zeitgenossen des Sängers, dessen wehmüthige Formel „wie nunmehr die Sterblichen sind“ an dieses stufenweise Herabsinken der Kraft gemahnt. Hektor wirft noch einen Felsblock, den zur Zeit des Sängers nicht zwei der stärksten Männer aus dem Volk mit Hebeln so leicht auf den Wagen zu schaffen vermöchten, behend wie eine Flocke Schaafwolle mit einer Hand gegen das Thor der Achäer, daß die Riegel zerspringen.

Auch äußerlich noch sind sie ja den Göttern ähnlich. Agamemnon, von Zeus selbst in gerader Linie abstammend, ist zwar weder im Kampf noch im Rath der beste. Bittere Dinge sagen ihm die Fürsten, nur seiner Hausmacht verdankt er die Herrschergewalt. Aber sein Aussehen ist des Führers solcher Helden würdig: an Augen und Haupt dem donnerfrohen Zeus gleich, an Brust dem Poseidon, an Gürtel dem Ares, jeder Zoll ein König. Daß die Helden im Kampf vorzugsweise dem Ares als dem Krieger mit Leib und Seele verglichen werden, ist natürlich. Patroklos, Achill, Hektor rasen und stürmen wie er. Lächelnd mit grimmigem Antlitz (man denke an die Megineten), die Lanze schwingend schreitet Ujas, der Thurm der Achäer, weit aus wie der ungeheure Ares, wenn er in den Kampf unter Männer geht; wie wenn er und sein lieber Sohn Phobos von Thrakien zu den räuberischen

Phleghern ziehen, so schreiten die beiden Waffengefährten Meriones und Idomeneus zusammen.

Selbst die Rosse in beiden Lagern sind zum Theil göttlichen Ursprungs. Kanthos und Balios, Fuchs und Scheck, von der Harpyie Podarge, Schnellfuß, dem Zephyros geboren, von Zeus einst dem Peleus geschenkt, ziehen den Wagen Achills. Und auch den Troern hat jener zur Entschädigung für Ganymedes Pferde verehrt, die besten von allen, soweit Cos und Helios reichen. Aus dieser Race besitzt Aeneas ein Paar, die zu erbeuten des Diomedes Herzenswunsch ist. Apollo selbst hat die Stuten des Gmelos aufgezogen: sie sind schnellfüßig wie Vögel und über dem Rücken gleich als wären sie mit der Bleiwage gemessen.

Dem entspricht der durchaus aristokratische Geist der Kriegsführung. Könige oder in deren Vertretung Königsöhne führen die einzelnen Völker an, die vor dem strahlenden Licht, welches ihren Vorkämpfer umgibt, in tiefen Schatten zurücktreten: *numerus fruges consumere nati*. Auf den „Brücken des Krieges“, zwischen den einander gegenüberstehenden Heerschaaren wird meist die Entscheidung errungen durch die Heldenkraft Einzelner; ja dem Zweikampf im Namen Aller kann der Ausschlag des ganzen Krieges anheimgestellt werden. Bogen und Schleudern, die aus der Ferne wirken, sind wenig geachtet. Würdig des Edlen ist nur der Nahkampf mit dem Speer, vom Streitwagen herab, zu Fuß mit Schwert und mächtigem Steinwurf. In voller Plastik hebt sich die heroische Persönlichkeit vom kriegerischen Hintergrunde ab.

Wie sehr aber die Phantasie des Sängers noch in überwältigenden Naturerscheinungen lebt, zeigen die Gleichnisse, welche die übermenschliche Kraft und Herrlichkeit seiner Helden veranschaulichen. Wie ein vom Regen angeschwollener Waldstrom, der vom Berge herabstürzt: viel Eichen und Fichten führt er mit sich fort, viel Gras spült er ins Meer, so wogt Ajax in der Ebne Rosse und Männer tödtend. Und Hector. Wie ein Steinblock, den ein Waldstrom vom Berggipfel abgespült hat, hochspringend fliegt durch den dröhnenden Wald bis in die Ebne, wo er Halt macht, so stand Hector still, als er auf die festgefügtten Reihen der Griechen stieß. Derselbe springt auf ein Schiff der Achäer und erregt ihr Entsetzen wie eine Meereswoge im Sturm, die Alles in Schaum begräbt. Oder er rast wie ein Waldbrand, der in tiefen Schluchten des Gebirges vom Winde überall hin geweht wird. Mit strahlendem Erz gepanzert leuchtet er wie die Flamme des Hephäst, seine Augen flammen, er selbst gleicht der stürmenden Nacht. Und besonders Achills leuchtende Erscheinung wird oft gepriesen. Seine Lanze blüht wie der Abendstern. Und er selbst erscheint dem Priamos wie Orion, der hellste von allen Sternen, der aber den Leuten Unglück und

Fieber bringt. Aber tröstlich ist es für die bedrängten Achäer, als Athene von seinem Haupt wie einen Feuerschein anzündet, der aus einer belagerten Stadt Abends aufsteigt, den Umwohnenden zum Zeichen, daß sie zum Entsatz kommen sollen. So, mit der Aegis um die Schultern, tritt er zum Graben und jagt durch seine Stimme die Troer davon. Von seinem Schilde dringt ein Glanz in die Luft, wie wenn die Schiffer auf dem Meere aus einsamem Gehöft in den Bergen eine Flamme erglänzen sehen.

Näher der Menschennatur treten die Vergleiche mit Thieren, aus den Anschauungen des Jäger-, Hirten- und Landlebens geschöpft, die nicht mehr allein die elementare, gleichsam blinde Naturkraft ins Auge fassen, sondern zugleich die Gemüthsstimmung und dauernde Charakterzüge veranschaulichen. Eben hier knüpft ja auch die Fabel an.

Am nächsten lagen Gleichnisse von Raubthieren, deren Sinnesart und Benehmen etwas großartiges hat. Vor allen hat der Löwe, der im Idagebirge noch heimisch war, reichen Stoff geboten: nur die Haupthelden, Achill, Hektor, Patroklos, die Ujas, Menelaos, Diomedes werden ihm verglichen, in mannigfachen Situationen. Da ist der hungrige Löwe, der unvermuthet auf eine gute Beute stößt: so freut sich Menelaos, als er Paris allein vor der Schlachtreihe einherstolziren sieht. Eine Rinderherde weidet in der Niederung unter einem unerfahrenen Hirten. Plötzlich stürzt ein Löwe mitten hinein, zerreißt eins, die übrigen stieben auseinander: so Hektor unter die Achäer. Den Diomedes hat ein Pfeil in die Schulter getroffen, aber Athene auf sein Gebet tritt zu ihm, macht ihm die Glieder wieder behende und spricht ihm zu. Da ergreift ihn dreifacher Muth wie den Löwen, der über das Gehöft gesprungen, vom Hirten verwundet, aber nicht bewältigt ist. Nun würgt er die Schafe im Stall, daß sie in Reihen übereinander liegen, und dann springt er ungestüm aus der Hürde davon. Menelaos hat den Euphorbos getödtet und zieht ihm behaglich die Rüstung aus. Wie wenn ein Löwe den besten Stier aus der Heerde geraubt hat, sein Blut und Eingeweide schleckt, Hunde und Hirten schreien aus der Ferne, wagen aber nicht nahe zu kommen: so wagt keiner von den Troern dem Menelaos entgegen zu treten. Ujas von Zeus geschreckt, nach langem Kampf gegen die Uebermacht, weicht zögernd wider Willen zurück, wie der Löwe aus dem Gehöft. Die ganze Nacht hindurch hat er den Braten liebend sich gegen Hunde und Männer, die ihm das Fett der Stiere mißgönnen, zur Wehr gesetzt. Endlich am Morgen zieht er langsam, Schritt um Schritt bekümmerten Gemüthes ab. Hektors Wiedererscheinen in der Schlacht setzt die Griechen, die sorglos den Feind verfolgen, in einen Schreck, wie wenn Hunde und Hirten einen Hirsch heken, der ins Dickicht entkommt, und plötzlich vom Lärm aufgeschreckt tritt ein Löwe ihnen entgegen. Nun aber Achilleus im Angriff. Er ist der

Löwe, dem eine große Schaar von Männern zu Leibe will. Erst kommt er nicht achtend einher. Wenn ihn aber Einer mit einem Speer wirft, so reckt er sich und gähnt, Schaum um die Zähne; das Herz brüllt ihm, mit dem Schweif peitscht er die Seiten, mit funkeln dem Blick greift er an. So trieb den Achill sein Muth gegen Aeneas. Auch das Gemüthliche fehlt nicht. Mit seinem Schilde schüzt Ujas die Leiche des Patroklos wie ein Löwe sein Junges, wenn ihm unversehens Jäger im Walde begegnen. Von Muth frozend zieht er die Augenbrauen nieder, den Blick verdeckend. Endlich dem Kampfe zweier Löwen um den todten Hirsch gleicht der des Hektor und Patroklos um die Leiche des Hebriones. Als aber letzterer endlich erliegen soll, ist es wie wenn ein Löwe einen Eber bezwingt: beide ringen im Gebirge um einen Quell, aus dem sie beide trinken wollen.

Gegen die Fülle und Prägung dieser Anschauungen treten andre Bilder des Jagdlebens wie schwächere Wiederholungen in Schatten. Helden zweiten Ranges wie Idomeneus und Odysseus werden dem Eber verglichen, und dem vermundeten die beiden Ujas, welche die schwere Aufgabe haben, die Träger der Patroklosleiche vor dem gierigen Nachdringen der siegreichen Troer zu schützen. Wie Hunde laufen sie voran, umstellen ihn, möchten ihn zerreißen. Kehrt er sich aber um, so laufen sie davon. Noch feltner tritt das Pardel auf.

Ebenbürtig dem Löwen ist nur noch der Adler: Achill und Hektor allein gleichen ihm. Wie diesen aber der Pelide um die Mauern Troja's jagt, ist es, als wenn ein Habicht im Gebirge sich hinter der schüchternen Taube herschwingt. Als Hektor dann Stand hält, den Verfolger vor der Mauer erwartend, gleicht er der giftgeschwollenen Schlange, die grimmig, mit drohendem Blick vor ihrer Höhle sich windet, dem Angriff des Mannes Trotz bietend.

Wo der Gesang weniger erhaben ansteigt, werden auch zahmer und niederer Thiere Naturen mit einer gewissen Unschuld, ausnahmsweise mit einem Anflug von Humor zur Charakteristik verwendet. Der kurze gedrungene Odysseus, der die Reihen der Seinigen durchschreitet, gemahnt den Priamos an den wolligen Widder inmitten der Schafsheerde. Im Waffenpuß, stolzen, schnellen Schrittes kommt Paris von der Burg herab wie ein Paradespferd, das mit wehender Mähne, seiner Schönheit bewußt, durch die Ebne galoppirt. Dagegen dort die beiden Ujas, die im mühselig langsam vorschreitenden Kampfe als gute Kameraden unverdrossen dicht neben einander aushalten wie zwei weinsfarbige Stiere auf dem Blachfelde, die einmüthig den Pflug ziehen, während ihnen reichlich der Schweiß um die Hörner quillt. Und das wackre Trägerpaar Menelaos und Meriones, die mitten durch das Schlachtgedränge die Leiche des Patroklos zu den Schiffen tragen. Es soll ihnen wahr-

lich nicht zur Unehre gereichen, daß sie zwei starken Mauleseln gleichen, die vom Gebirge her auf steilem Pfad einen Mast thalwärts tragen. Nicht ohne Lächeln freilich lesen wir von der zähen Widerstandskraft des Ujas, der auf dem Rückzuge dem überlegenen Feinde jeden Fuß breit streitig macht, wie ein fauler Esel, der ungestört den Rand des Saatsfeldes abgrast, soviel Stöcke auch die Burschen auf seinem Rücken zerschlagen. Auch das endlich scheint dem Dichter nicht ehrenrührig, daß zu beharrlichem Schutze der Patroklosleiche gegen die überlegene Kraft Hektors und so vieler Troer Athene dem Menelaos die Kühnheit der Fliege in die Brust gibt: wie oft auch verschleucht von der Haut, besteht sie doch darauf zu beißen, weil ihr das Blut des Menschen so lecker ist. (Schluß folgt.)

Die Kaiserfahrt der Reichstagsdeputation nach Versailles.

(Fortsetzung.)

Bei der Abreise von Straßburg am nächsten Morgen gab es eine nicht grade angenehme Confusion in Betreff unseres Gepäcks. Mehr als ein Abgeordneter suchte das seinige im Schweisse seines Angesichts und erhielt von den wachthabenden Eisenbahn- und Polizeibeamten die trostreiche Mittheilung, daß dort — wenigstens außerhalb des Bahnhofgebäudes — täglich Diebstähle vorkämen. Es fehlte an Beamten; unsere Parlamentsdiener hatten nicht aufgepaßt, und Alles war Unordnung. Schließlich wurde indessen dort nichts verloren, und die Abgeordneten v. P. und v. Gr., denen ihre Koffer mit den Uniformen fehlten, erhielten sie später in Frankfurt zurück, wo sie ruhig stehen geblieben waren. Schlag 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Morgens reisten wir ab, bis Saarbürg von dem Regierungsrathe Düllberg geleitet, und da es nach und nach heller wurde, sahen wir noch in den Vorstädten einen Theil der in Trümmern liegenden Häuser und auch einzelne Spuren der Belagerungsarbeiten; für die Dauer einer guten Stunde zieht sich die Bahn in der Ebene zwischen bebauten Feldern hin; dann zeigen sich die ersten Ausläufer der Vogesen, und gegen 9 Uhr lief der Zug ins Gebirge ein, worauf für etwa eine weitere Stunde die schönsten Gebirgs- und Waldlandschaften mit einander abwechselten. Nicht nur an den Stationen stehen starke deutsche Truppenabtheilungen, sondern auch überall unterwegs sieht man Feldwachen in neugezimmerten hölzernen Baracken, dann auch in der Nähe derselben einzelne Posten, namentlich beim Ein- und Ausgange der Tunnels, von denen man in den